



BESTÄNDIGKEIT UND VERGÄNGLICHKEIT  
VON RUHM

## JOSEF VAN ESS

### EIN JUBILÄUM ZUM JAHRE 2011: COLMAR FREIHERRR VON DER GOLTZ

---

Colmar Frhr. von der Goltz, geb. 1843, firmiert in der Nomenklatur des Ordens als »Kriegswissenschaftler«. Mit dem Begriff ist nicht mehr viel anzufangen. Wir haben in Deutschland ein »Institut für Friedensforschung«; wer aber als Wissenschaftler noch der Kriegsführung auf die Beine helfen will, der hat sich im Orden, so könnte man meinen, in der Tür geirrt. Seinerzeit war von der Goltz freilich keineswegs der einzige seiner Art in der Friedensklasse. Das bekannteste Beispiel ist der alte Moltke, der 1874 in den Orden aufgenommen wurde, nicht als Chef des Generalstabs, der er von 1857 bis 1888 war, sondern als Schriftsteller von hohen Graden.<sup>1</sup> Als er 1891 starb, nahm schon im gleichen Jahr Julius Verdy du Vernois seinen Platz ein, ein preußischer Hugenotte, der in seiner Jugend noch bei den Russen in Polen gedient hatte (ähnlich wie Moltke bei den Dänen). Den Krieg 1870/71 erlebte er dann allerdings »im Großen Hauptquartier«, worüber er auch mancherlei schrieb, wie immer sehr zur Freude des gebildeten Lesepublikums. Er wurde 1889 sogar einmal preußischer Kriegsminister, starb aber 1910 in Schweden,<sup>2</sup> und im nächsten Jahr, dem Anlaß unseres Jubiläums, wurde von der Goltz sein Nachfolger. Dieser hatte 1866 als junger Offizier an der Berliner

Kriegsakademie mit großem Gewinn Vorlesungen von Verdy du Vernois gehört,<sup>5</sup> feierte aber 1911 nun auch schon sein 50. Dienstjubiläum, und da kam der freie Platz im Orden gerade recht. Das Jubiläum brachte ihm nicht nur ein kaiserliches Handschreiben (per Kabinettsorder vom 25. April 1911), sondern auch das Bildnis Wilhelms II., in Öl. Die Beförderung zum Generalfeldmarschall fällt in die gleiche Zeit; dies war damals der höchste erreichbare Dienstgrad und in einem Lande, dessen Öffentlichkeit man sein militärisches Genie nicht einmal durch entschlossenes Auftreten in einer Kolonie beweisen konnte, eine selten verliehene Ehre. Die Aufnahme in die Friedensklasse des »Pour le mérite« hatte schon am 24. Januar, gewissermaßen vorgreifend, stattgefunden.<sup>4</sup>

»Kriegswissenschaft« war das gewesen, was man in Deutschland an den Kriegsschulen unterrichtete; jeder höhere deutsche Offizier durchlief diese Ausbildung. Es hat den Anschein, daß man in der Friedensklasse immer einen Platz für die schriftstellernden Kollegen vom militärischen Flügel bereithielt. Unmittelbar nach von der Goltzens Tod wurde, im August 1916, Hugo Frhr. von Freytag-Loringhoven in den Orden aufgenommen; er war zum Zeitpunkt seiner Wahl Chef des stellvertretenden Großen Generalstabes in Berlin.<sup>5</sup> Als er im Oktober 1924 starb, rückte sofort Hermann von Kuhl nach, General der Infanterie und 1914 Generalstabschef jener rechten Flügellarmee, die dem Schlieffenplan Nachdruck verleihen sollte.<sup>6</sup> Der Orden war nach dem Verbot durch die Weimarer Verfassung damals gerade wieder als »Freie Vereinigung« zugelassen worden. Vieles spricht dafür, daß von der Goltz und von Kuhl sich noch gekannt haben; denn als letzterer mit seinen Soldaten der Marne entgegengog, war von der Goltz gerade Generalgouverneur des besetzten Belgien geworden – eine Aufgabe, die ihm keine große Freude bereitete. Dazu später noch einiges mehr.

Von Kuhl gehörte bekanntlich zu jenen dreien, die 1952 übrig waren, als der erste Bundespräsident den Orden wiederbeleben wollte – neben dem Dirigenten Wilhelm Furtwängler und dem Orientalisten Enno Littmann. Er war damals 96 Jahre alt, Littmann erst 76, so daß letzterer zum geeigneten Ansprechpartner für Theodor Heuss

wurde. Ich habe die Korrespondenz, die Heuss mit Littmann geführt hat, noch gesehen, als nach dem Tode der Witwe der persönliche Nachlaß Littmanns (nicht der wissenschaftliche) Tübingen verließ. Kriegsakademien gab es damals nicht mehr, und es dauerte einige Zeit, bis sie in Gestalt von Bundeswehruniversitäten (in München oder in Hamburg) eine Renaissance erlebten. Die »Kriegswissenschaft« war, je nachdem, wie man die Sache sieht, längst in andere Hände übergegangen. Wie sich auf möglichst effiziente Weise Krieg führen lasse, entschieden seit den Gasangriffen des Ersten Weltkrieges eher die Chemiker; später traten die Atomphysiker hinzu (die allerdings in Deutschland nicht so recht zum Zuge kamen), und heutzutage sind es die Computerfachleute, die mit ihren »Drohnen« und anderen mordlustigen Spielereien den Fortschritt markieren. Aber das ist hier nicht unser Thema. Von der Goltz war nur ein Historiker gewesen. Der »Fortschritt« der Kriegstechnik war ihm nicht ganz gleichgültig; aber er meinte ihn eher zu finden, indem er zurückschaute und die Schlachten der Vergangenheit nachspielte. Heute gehört das in das Ressort der Militärgeschichtler. Nur ist es mittlerweile eine Angelegenheit von Zivilisten; Generalfeldmarschälle gibt es an dieser Front nicht mehr.

## 1

Nun hatte ja auch von der Goltz einmal klein angefangen. Er war, was dem Orden vielleicht angenehm in den Ohren klingt, in seinem letzten Kadettenjahr noch Leibpage Friedrich Wilhelms IV. gewesen, unmittelbar vor dessen Tode,<sup>7</sup> und hatte zehn Jahre später den Deutsch-Französischen Krieg im Generalstab als Ordonnanz des Prinzen Friedrich Karl mitgemacht. Sein Leben lang sehnte er sich dann danach, nach 1870/71 noch einmal ins Feld ziehen und sich bewähren zu können. Aber sein persönlicher Unstern wollte es, daß er statt dessen in eine lange Friedenszeit hineingeriet, die ihm nicht immer gefiel – »paix à outrance«, wie er manchmal mit dem Unmut des Soldaten über die behutsame deutsche Diplomatie sagte.<sup>8</sup>

Dieses Schicksal stand im übrigen nicht nur seiner militärischen Bewährung, sondern auch einer schnellen Beförderung im Wege. Offiziere wurden in Preußen recht kurz gehalten. Von der Goltz kam zwar aus adligen, aber doch sehr beschränkten Verhältnissen. Das Gut in Ostpreußen, auf dem er aufgewachsen war, hatte nach dem frühen Tod des Vaters verkauft werden müssen, und mit dem Sold, den er als Generalstäbler erhielt, ließ sich keine Familie gründen. So kam er auf die Idee, Romane zu schreiben. Ausgerechnet während des Krieges 70/71 erschien seine »Begrabene Liebe«, eine offenbar todtraurige Geschichte, die er sorgfältig in mehrere Lieferungen aufteilte, damit das Publikum bei der Stange blieb; er hatte sich damit hinter der Front die Zeit vertrieben. Nur ein paar Monate später gedachte er in Berlin mit einem dreibändigen Wälzer an die Öffentlichkeit zu treten, betitelt *Pius der Unfehlbare und seine schwarzen Streiter oder Die Geheimnisse des Konzils*. Es ist heute nicht mehr leicht, dieser aufregenden Lektüre habhaft zu werden, und sie war natürlich Ergebnis einer Hundearbeit; denn die Verlage bzw. Zeitungen achteten bei solchen Fortsetzungsromanen peinlich auf die Einhaltung der Lieferfristen. Aber es wäre schon interessant, zu erfahren, was der protestantische Kriegsmann sich zu Pius IX. und seinem Unfehlbarkeitsdogma hatte einfallen lassen; das zugehörige Vatikanische Konzil hat ja bekanntlich durch die französische Niederlage 1871 ein abruptes Ende gefunden.<sup>9</sup> Ganz wohl war ihm bei seiner Beschäftigung nicht; denn er veröffentlichte diese Bücher unter jeweils anderem Pseudonym: Wilhelm von Dü(h)nheim oder Andreas Graf von Dienheim oder Giacomo Genelli. Auf ein Adelsprädikat verzichtete er also selbst jetzt nicht gern; der Markt war auf diese Weise vermutlich leichter zu erobern.<sup>10</sup>

Man merkt: Hier ist ein Mann der Feder am Werk. Von der Goltz war gerade einmal ein Jahr jünger als Karl May, und er stand ihm in der Themenwahl näher, als uns das heute bewußt ist.<sup>11</sup> Auch der große Erfolg von Alexandre Dumas Vater und Sohn wird ihm vor Augen gestanden haben; sie stammten von einem Mulatten ab, der es bis zum General gebracht hatte. Am 31. Mai 1871 schrieb von der Goltz an seine Frau: »Wer den Quatsch liest, ist mir ganz gleich-

gültig. Die Hauptsache ist, daß der Verleger von dem Plan und dem ersten Kapitel, das ich ihm vorgelegt habe, entzückt ist und mir goldene Berge verspricht. Geht das Geschäft, dann gehe ich auch! Wir siedeln entweder nach Berlin über oder mieten ein Landhaus in Tempelhof. Dort ist es billig, und wir leben in einer abenteuerlichen, talentvollen Gesellschaft, die Typen liefert, wie ich sie gerade brauchen kann. Warum hat man mir mutwillig meine Laufbahn zerstört! Ich habe in diesem Kriege das Gefühl gewonnen, daß ich ein tüchtiger Generalstabsoffizier und wohl auch einst ein tüchtiger General geworden wäre. Aber es soll ja nicht sein! Nun muß ich sehen, wie wir anders durchs Leben kommen.«<sup>12</sup> Der Krieg war gerade zu Ende gegangen, und man hatte ihn aus dem Generalstab wieder entlassen. Er unterrichtete nun an der Kriegsschule in Potsdam.

Seine Offizierskarriere hatte er also doch nicht ganz an den Nagel gehängt. Bis zur entscheidenden Wende verging freilich noch einmal ein Jahrzehnt; 1883 wurde er, damals gerade vierzig, aus dem preußischen Generalstab an die deutsche Militärmission in der Türkei ausgeliehen, wo er sich dann mehr als zwanzig Jahre lang unter Abdülhamid II. um den Aufbau des innermilitärischen Erziehungswesens kümmerte. In Istanbul brachte ihm dies den Titel Pascha ein – und außerdem ein recht ansehnliches Gehalt, das ihm ein standesgemäßes Leben erlaubte. Er bezog eine Wohnung am Marmarameer, in Kadıköy, dem alten Chalcedon, und er konnte seine Berliner Schulden abtragen. Dort hatte er nämlich während der Gründerzeit ein Haus gebaut, und als ihn die Finanzkrise aus seinen Träumen riß, gab es bei den abendlichen Einladungen manchmal nur Hering mit Pellkartoffeln und Bier.<sup>15</sup> Die osmanische Küche hatte da Besseres zu bieten.

Das ist nun auch der Punkt, wo die Sache für den Orientalisten interessant wird. Von der Goltz mag gedacht haben, in die Fußstapfen des alten Moltke zu treten. Dieser war im Krieg 70/71 sein Chef gewesen, hatte aber lange zuvor, von 1836 bis 1839, gleichfalls als Instruktionsoffizier in der osmanischen Armee gewirkt, während der letzten Jahre Sultan Mahmüds II., der sein Heer nach europäischem Vorbild reformieren wollte. In seinen Briefen hatte er über

die »Zustände und Begebenheiten in der Türkei« während dieser Zeit berichtet, ein damals vielgelesenes Buch. Beider Karrieren hatten sonst allerdings nicht viel gemeinsam; Goltz wurde, als Graf Schlieffen 1905 zurücktrat, nicht, wie manche erwartet hatten, Chef des Generalstabes.<sup>14</sup> Nur daß die Türkei auf ihn ähnlich wirkte wie auf Moltke; durch den Aufenthalt unter Menschen einer fremden Kultur weitete sich sein Blick. Er lernte verstehen, daß man die Welt mit all ihren Mißhelligkeiten auf verschiedene Weise sehen konnte, mit den Augen eines ehrgeizigen preußischen Junkers ebenso wie mit denen des melancholischen Verlierers, des »kranken Mannes am Bosphorus«.

Als 1914 der seit Jahren (vor allem seit dem »Panthersprung« und der Marokkokrise) erwartete Krieg dann doch losbrach, mit jenem Furor, der nicht nur das Osmanenreich, sondern letzten Endes ganz Europa mit sich riß, hatte von der Goltz schon seinen Ruhestand angetreten. Er war 71 Jahre alt und nach allgemeiner Ansicht auch als Generalstäbler nicht mehr wehrtüchtig. Zwar hoffte er reaktiviert zu werden und in seiner Heimat Ostpreußen, um deren Grenzbefestigung er zwischen 1907 und 1913 von Königsberg aus sich sehr bemüht hatte, noch einmal eine Armee führen zu können. Aber statt dessen wurde er nach der Besetzung Belgiens in Brüssel als Verwaltungsmann eingesetzt. In Ostpreußen übernahmen zwei jüngere Kollegen die Regie;<sup>15</sup> sie konnten den beiden eingefallenen russischen Armeen vor allem deswegen ein so überraschend schnelles Ende bereiten, weil die Angreifer wegen der unter von der Goltz angelegten Befestigungswerke getrennte Wege nehmen müssen.<sup>16</sup> Er selber merkte auf seinem Posten als belgischer Generalgouverneur sehr schnell, daß die alten Konzepte ihre Geltung verloren hatten. »Diesem Krieg fehlt das Chevalereske«, so schrieb er aus Brüssel; »durch die Beteiligung der Bevölkerung verwildert er«.<sup>17</sup> Er verschweigt, woran er im einzelnen dachte; in seiner Position mußte er seine Zunge hüten. Daß Löwen niedergebrannt worden war, wußte er natürlich,<sup>18</sup> und ob er den Schlieffenplan je gebilligt hat, nach dessen Maßgabe Herr von Kuhl mit seiner rechten Flügelarmee durch das neutrale Belgien marschiert war, entzieht sich

unserer Kenntnis. Von Kuhl war ein Schüler und Verehrer Graf Schlieffens; von der Goltzens Verhältnis zu Schlieffen dagegen liegt im Schatten, und daß die Angelegenheit auch eine völkerrechtliche Seite hatte, kam damals nur auf dem Umweg über realpolitische Überlegungen den maßgeblich Beteiligten in den Sinn.<sup>19</sup>

Daß allerdings der neue Krieg nicht nur ein ritterliches Spiel der hohen Militärs sein würde, hatte von der Goltz auch vorher schon gewußt.<sup>20</sup> Ihm war klar gewesen, daß das Volk eine zunehmend wichtige Rolle spielen werde. Als 1871 in Frankreich sich nach der Kapitulation von Sedan und der Abdankung Napoleons III. Léon Gambetta mit einer Volksarmee den preußischen Truppen entgegenstellte, hatte ihm dies Respekt abgenötigt. Er hatte 1875 ein Buch darüber geschrieben,<sup>21</sup> das zwei Jahre später, als in Frankreich der Revanchegedanke in Blüte stand, sogar ins Französische übersetzt wurde. In Berlin war man nicht erfreut gewesen; der alte Moltke hatte ihm die Druckerlaubnis anfangs verweigert. Goltz kam zwar mit Streichungen und Änderungen davon, wurde aber aus dem Generalstab entfernt und für ein Jahr zum Truppendienst nach Gera strafversetzt.<sup>22</sup> Er war hartnäckig; ein paar Jahre später (1883) griff er mit seinem »Das Volk in Waffen« das Thema noch einmal auf. Nun machte er klar, worum es ihm eigentlich ging: daß nämlich auch in Deutschland die Wehrkraft einer gesamten Generation aktiviert werden müsse und man sich in Zukunft nicht mehr auf ein stehendes oder ad hoc zusammengestelltes Heer verlassen können. Das Buch wurde sein größter Erfolg; in Deutschland erreichte es sechs Auflagen,<sup>23</sup> und sehr schnell folgten Übersetzungen ins Französische (1884), Englische (1889), Italienische (1894), Türkische, Serbische und Bulgarische. In der Praxis allerdings stieß er erst einmal auf taube Ohren; die allgemeine Wehrpflicht war damals noch ein zu neuer Gedanke und den maßgeblichen Kreisen im übrigen zu teuer. Erst zehn Jahre später ging die Regierung Caprivi auf von der Goltzens Gedanken ein, als der Rückversicherungsvertrag mit Rußland gekündigt worden und damit die Gefahr eines Zweifrontenkrieges gewachsen war.<sup>24</sup> Einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg hatte er dann auch Gelegenheit, mit dem »Jungdeutschland-

bund« die deutschen Jugendvereine, aus denen man die Soldaten rekrutieren würde, in einer Dachorganisation zusammenzufassen.<sup>25</sup> Belgien freilich war ein Fall für sich. Dort hatte sich das »Volk« keineswegs überall willig dem Überfall gefügt. Die deutschen Truppen witterten darum allenthalben *franc-tireurs*; wir würden heute von »Terroristen« reden. So hat man ja lange Zeit die Niederbrennung von Löwen gerechtfertigt.<sup>26</sup> Das Land mußte nun nicht nur ruhiggestellt werden – »befriedet«, wie Caesar gesagt hätte (*pacare*) –, sondern sollte auch eine Kriegskontribution zahlen; das hatte schon der Schlieffenplan als selbstverständlich angesehen. An diesem Punkt geriet von der Goltz mit dem Generalintendanten der Feldarmee in Streit – wohl nicht wegen der Sache an sich, sondern wegen ihrer sinnvollen Durchsetzung; denn die belgische Nationalbank hatte sich mit den gesamten Goldreserven nach London abgesetzt. Er wollte dem belgischen Volk eine Inflation ersparen und setzte sich damit letzten Endes auch durch.<sup>27</sup> Aber er bat um seine Versetzung. Da fügte es sich gut, daß der deutsche Botschafter in Istanbul (oder Konstantinopel, wie man damals noch gerne sagte) ihn gewissermaßen anforderte, um das Gesprächsklima zu dem orientalischen Kriegspartner etwas aufzuhellen. Seit Dezember 1914 befand er sich wieder in der Türkei.<sup>28</sup>

Allerdings hatten dort längst andere Leute seines Standes das Heft in die Hand genommen. In Istanbul spielte General Otto Liman von Sanders die Rolle des deutschen Militärberaters, und ihm stand überhaupt nicht der Sinn danach, nun einem alten Herrn den Vortritt zu lassen.<sup>29</sup> Von der Goltz stand bzw. saß einige Zeit bloß herum, in Audienzen mit dem Sultan, der selber nicht viel zu bestimmen hatte. Aber er konnte diesem zumindest ausreden, angesichts der allgemeinen Bedrohung die Hauptstadt zu verlassen und sich nach Anatolien zu flüchten.<sup>30</sup> Im übrigen suchte er Kontakt zu Enver Pascha, dem jungen Kriegsminister,<sup>31</sup> den er von früher her kannte und der im Kabinett von Anfang an für eine Allianz mit Deutschland eingetreten war. Enver überantwortete ihm denn auch im März 1915 die Erste Osmanische Armee; diese sollte die Mündung des Bosphorus am Schwarzen Meer gegen einen Überfall durch russische

Truppen verteidigen. Die Gefahr kam dann jedoch gar nicht von Norden, sondern von der Mittelmeeraseite her, wo im April 1915 englische und französische Kriegsschiffe an der Halbinsel Gallipoli (= Kalliopolis) landeten. Dort übernahm Liman von Sanders zusammen mit dem noch jungen Mustafa Kemal, dem späteren Atatürk, die Organisation des Widerstandes.

Als in Gallipoli die Front erstarnte und man am Schwarzen Meer wegen der deutschen Erfolge in Ostpreußen und Polen von den Russen keine Bedrohung mehr zu erwarten hatte, verlor die I. Armee an Bedeutung, und Enver Pascha trug von der Goltz den Oberbefehl über die VI. Armee an, die im Irak stationiert war. Dort hatten nämlich die Briten mit indischen Hilfstruppen schon im November 1914 eine Invasion gestartet, mit der sie sich von Basra aus einen Weg nach Bagdad und letzten Endes zum Suezkanal zu bahnen gedachten. Basra war von der Türkei aus nicht zu verteidigen. Zu See kam man von Konstantinopel aus an den Persischen Golf nicht heran; der Suezkanal war in britischer Hand. Zu Lande aber reichte die Eisenbahnverbindung nur bis Bagdad (die von den Deutschen finanzierte und teilweise auch gebaute Bagdadbahn), wobei aber die Strecke mehrfach unterbrochen war, zuerst am Taurus, wo der Tunnel durch das Gebirge noch gebohrt werden mußte (er wurde erst 1918 fertig), dann wieder am Amanus, hinter Adana, und schließlich noch einmal zwischen Aleppo und Mosul, wo man nur auf Pferden weiterkam.<sup>52</sup> In Mosul gab es keine Schiffe, mit denen man hätte tigrisabwärts fahren können, sondern nur sog. Keleks, große und kleine Flöße, die, an sich recht seetüchtig, aus aufgeblasenen Ziegenhäuten oder Hammelbälgen zusammengesetzt wurden.<sup>53</sup> Hinzu aber kam, daß man den Irak ohnehin links liegen lassen mußte. Im Osten Anatoliens waren nämlich die Russen eingefallen und bedrohten Erzurum, das später auch eingenommen wurde; damit war ein großer Teil der türkischen Truppen dort gebunden.

Der Irak war den Deutschen nicht nur wegen der Bagdadbahn teuer; auch deutsche Archäologen hatten dort gegraben, in Babylon, in Assur, in Samarra, und einige von ihnen, Koldewey z. B., waren damals noch vor Ort. Von der Goltz allerdings war bisher nie dort gewesen,

und er brauchte nun einen Dolmetscher. Der Zufall wollte es, daß er auf den jungen Hellmut Ritter verfiel, einen Bruder des Ordensmitgliedes Gerhard Ritter, damals 23 Jahre alt und frisch promoviert, ein Kriegsfreiwilliger, der zuerst in Belgien in der Etappe eingesetzt worden war, dann aber mit einer Orientmission des deutschen Militärs nach Palästina gelangte, um die erste türkische Operation gegen den Suezkanal zu beobachten, die dann so schnell und gründlich scheiterte.<sup>54</sup> Ich habe in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei ihm studiert, als er Professor in Frankfurt war. Von der Goltz hat ihn tief beeindruckt; der Feldmarschall war sehr menschlich und alles andere als ein Kommißkopf.<sup>55</sup> Ritter selber war damals natürlich vom Studium her ein reiner Theoretiker; aber er besaß eine ganz ungewöhnliche Sprachbegabung, die es ihm ermöglichte, sich nun gleich mit drei oder vier gesprochenen Sprachen herumzuschlagen: Türkisch, Arabisch und Persisch, am Rande auch Kurdisch. Persisch und Kurdisch kamen ins Spiel, weil von der Goltz von Bagdad aus sehr bald eine Art Dienstreise unternahm, hinauf auf die persische Hochebene, mitten im Winter 1915/16 über die verschneiten Pässe des Zagrosgebirges bis nach Kirmanschah.<sup>56</sup>

Man darf sich das nicht als ein touristisches Vergnügen vorstellen. Selbst Einheimische taten sich so etwas zu dieser Jahreszeit nur an, wenn es sich gar nicht vermeiden ließ; der Karawanenhandel ruhte im Winter. Aber es ging um die hohe Politik. Iran, damals noch Persien genannt, war neben Afghanistan eines der wenigen Länder des islamischen Orients, die noch nicht vom europäischen Kolonialismus vereinnahmt worden waren. Jetzt, im Zeichen des Krieges, änderte sich aufgrund strategischer Überlegungen die Situation. Russische Truppen drangen über Azerbaidshon nach Teheran vor;<sup>57</sup> die Briten setzten sich im Süden am Persischen Golf fest, und die Deutschen versuchten in waghalsigen Expeditionen mitten zwischen den beiden Kontrahenten quer durch die große Salzwüste Afghanistan zu erreichen, um über den dortigen Emir den Engländern in Indien Ärger zu bereiten.<sup>58</sup> Die einheimische Regierung verkroch sich in ihren Teheraner Amtsstuben. Niemand nahm sie ernst; sie wurde geführt von einem jungen Qadscharen, der damals noch ein Teen-

ager war und zehn Jahre später, 1925, nach einem Staatsstreich Reza Schah, dem ersten Pahlavi, weichen mußte. Die Europäer bemühten sich, die Stämme zu gewinnen, von denen es in Persien eine ganze Menge gab: Bachtiyaren, Luren, Kurden. Was bei diesem Unterfangen störte, war allenfalls die einheimische Gendarmerie; sie war von den Schweden ausgebildet worden und fiel nun in ihrer Neutralität allen Akteuren gleichermaßen lästig. Am Ende wandte sie ihre Gunst den Deutschen zu.<sup>39</sup> Aber das brachte nicht viel. Die Russen hatten gar nicht erst lange intrigiert; sie waren einfach einmarschiert. Allerdings hatten sie, ähnlich wie die Briten, auch den kürzeren Weg. Von der Goltz überschaute die Situation sehr schnell; er verfaßte ein Memorandum, in welchem er den Leuten vom Berliner Auswärtigen Amt riet, sich aus dem Schlamassel herauszuhalten.<sup>40</sup> Dann mußte er schleunigst zurück; denn im Irak war nun mit den Engländern abzurechnen. Sie hatten sich, bevor er nach Kirmanschah aufgebrochen war, schon einmal bis nach Ktesiphon, also in die unmittelbare Nähe von Bagdad, vorgewagt, aber sich dann wieder zurückgezogen. Ihr Stützpunkt war die Festung Kūt al-'Amāra am linken Tigrisufer, etwa 170 km von der irakischen Hauptstadt entfernt; dort hatten sie es sich während der Wintermonate, solange die Straßen unwegsam waren, bequem gemacht.<sup>41</sup> Sehr zu ihrem Schaden; denn sie waren in dem weitläufigen Bollwerk, das auf einer in den Tigris hineinragenden Landzunge lag, von den an sich verhältnismäßig schwachen türkischen Kräften eingeschlossen worden. Auch Entsatztruppen, die auf Schiffen tigrisaufwärts herangeschafft wurden, vermochten daran nichts zu ändern.<sup>42</sup> Ende April kapitulierte General Townshend und ging mit etwa 13.300 Mann in Gefangenschaft. In Mesopotamien war dies der erste und letzte große Sieg der Türken; als ein Jahr später, im März 1917, erneut eine britische Armee heranrückte, konnten sie Bagdad nicht mehr halten. Diesmal aber war von der Goltz derjenige, dem sie den Sieg zu verdanken hatten; gegen alle Erwartung hatte er noch einmal Strategie sein dürfen. Persönlich hat er den Triumph freilich nicht mehr erlebt; zwei Wochen vor dem Fall von Kūt al-'Amāra, am 19. April 1916, starb er am Fleckfieber, einen gänzlich unheldischen Tod, den

in dem ungesunden Klima der Gegend Tausende einfache türkische Soldaten – und im übrigen nicht wenige der späteren britischen Kriegsgefangenen – mit ihm teilten.

## 2

Den Orientalisten drängt es, nachzutragen, daß man sich, was Persien anging, nicht ganz so sehr an Goltzens Ratschläge gehalten hat wie auf dem irakischen Kriegsschauplatz. Nicht nur die Europäer ließen nämlich im persischen Hinterhof ihrer Abenteuerlust freies Spiel. Auch die Türken verfolgten dort eigene Pläne, und sie zeigten wenig Lust, sich dabei von den Deutschen hineinreden zu lassen. Längst war, wie wir sahen, der Sultan im Osmanenreich nicht mehr die treibende Kraft. Abdülhamid II., der seinerzeit von der Goltz ins Land geholt hatte, war im Juli 1908 in einer Art Militärputsch abgesetzt und in die Provinz geschickt worden (nach Saloniki); seitdem hatten die Türken eine konstitutionelle Monarchie. Zum erstenmal gab es auch so etwas wie eine politische Partei. Diese war von den rebellierenden Offizieren gegründet worden und hatte »Einheit« und »Fortschritt« auf ihre Fahnen geschrieben. Aber das Volk wußte noch nicht so recht, was das war. Von »Fortschritt« hatte bisher kaum jemand geredet, und die »Einheit« war schwer zu definieren. Zwar sprachen innerhalb des Staatsverbandes die meisten Menschen Türkisch; aber angesehen war dieses Idiom nicht. Auch ein Staatsvolk, das sich über die Sprache hätte definieren können, fehlte weitgehend; die Menschen ordneten sich verschiedenen religiösen Gemeinschaften zu, den bekannten »millets.« Die maßgebliche Religion war freilich der Islam. Aber bis ins 19. Jahrhundert hatten Ausländer, vor allem Experten aus Europa, bis in die höchsten Staatsämter vordringen können, so sie nur vorher sich zum Islam bekehrten – was sie meist recht gerne taten.

Von der Goltz hatte die Entwicklung an sich begrüßt. Denn zwar hatte Abdülhamid eine Heeresreform gewünscht; aber wenn es zu konkreten Maßnahmen kam, hatte er immer wieder gezögert, weil

er mutmaßte, daß die Armee sich gegen ihn selber wenden würde. Als von der Goltz vorschlug, zur Befestigung der Hauptstadt Geschütztürme mit drehbarer Kuppel zu errichten, lehnte er ab, weil die Kanonen sich dann auch gegen das Serail hätten richten lassen.<sup>43</sup> Bei Manövern durfte nicht geschossen werden; sie fanden auf dem Ok Meydam statt, dem alten osmanischen Turnierplatz in der Nähe der Stadt, wo die Bogenschützen ihre Künste gezeigt hatten. Geländekarten waren verpönt;<sup>44</sup> wenn ein Zöllner im Gepäck eines einreisenden Europäers eine mehrfarbige Landkarte entdeckte, kam ihm gleich der Verdacht, daß darauf die Gebiete markiert seien, die man als nächste dem Osmanenreich abnehmen wollte.<sup>45</sup> Jetzt war tatsächlich eingetreten, was Abdülhamid befürchtet hatte. Die Offiziere hatten die Macht ergriffen, und als von der Goltz kurz darauf, im Jahre 1909, noch einmal zu einem Besuch in die Türkei kam, stand der Umgestaltung des Heeres in ein Instrument der Machterhaltung nichts mehr im Wege.

Die neuen Herren nannten sich »Jungtürken«; zum erstenmal wird hier im Zeichen eines erwachenden Nationalismus der Begriff »Türke« mit stark positivem Beiklang benutzt. Das war vorher anders gewesen. »Türken« waren nur die einfachen Leute, ungeholbelte Klötze; in kultivierten Kreisen sprach man lieber Persisch oder Französisch. Im übrigen hatten die rebellischen Offiziere von der Peripherie her operiert, von Saloniki aus, wohin sie den alten Sultan dann auch in Arrest schickten. Die Stadt war damals noch in türkischem Besitz; sie ist erst 1913 im Zuge der Balkankriege zu Griechenland geschlagen worden.<sup>46</sup> Aber nicht nur der Sprachgebrauch und die Operationsbasis unterlagen einem Wandel, sondern auch die politische Rhetorik. Abdülhamid hatte die Gemeinsamkeit in der Religion betont; in Europa nannte man das mit leichtem Gruseln »Panislamismus«. Jetzt wurde dies erst einmal ad acta gelegt; die Jungtürken waren, wie wir heute sagen würden, »aufgeklärt«. Sie hatten das von Frankreich gelernt; dort war im Zuge der Philosophie Auguste Comtes die Aufklärung zu einer Art Heilslehre geworden und die Religion nur noch eine Vorstufe im Aufstieg zum »Zeitalter der Wissenschaft«.

Allerdings mußten die europafreundlichen Offiziere schon bald erfahren, daß Aufklärung und Imperialismus sich keineswegs ausschlossen. Ende September 1911 überfielen italienische Truppen das osmanische Tripolitanien; der junge Enver Pascha (damals noch Enver Bey), bislang türkischer Militärattaché in Berlin, organisierte vom Landesinnern aus den Widerstand. Die Balkankriege führten dann zu weiteren Gebietsverlusten; diese ließen sich nur deswegen in Grenzen halten, weil die beteiligten Kleinmächte (Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland, Rumänien) schließlich selber übereinander herfielen. Das waren prägende Erfahrungen gewesen. Man hatte von den Europäern lernen wollen; aber mehr und mehr hatte man das Gefühl, nur betrogen zu werden. Als die Türken an der Seite Deutschlands in den Weltkrieg eintraten, bot sich ihnen zum erstenmal die Gelegenheit, ihrem eigenen Imperialismus ein Ziel zu geben. Die Schlacht bei Tannenberg hatte in Istanbul wie ein Paukenschlag gewirkt; der Koloß im Osten stand, wie es schien, doch nur auf tönernen Füßen. Enver Pascha, der nun Kriegsminister war, hoffte bei einer Auseinandersetzung mit dem Zarenreich die Unterstützung der sog. »Rußlandtürken« zu gewinnen, d. h. jener Turkvölker, die vom Wolgabecken und der Krim bis nach Zentralasien unter russische Herrschaft geraten waren und die sich nun vielleicht gegen die koloniale Unterdrückung erheben würden.

Auf diese Weise geriet auch Persien in den Fokus des machtpolitischen Kalküls: Warum sollte sich dort nicht ebenso der muslimische Widerstand stärken lassen, wo doch die Russen über Täbriz bis nach Teheran vorgerückt waren? Und warum sollte man dem östlichen Gegner nicht von dort aus in den Rücken fallen können? So kam es, daß von der Goltzens Memorandum zwar die Deutschen aus Persien fernhielt, die Türken aber nach seinem Tode, als ihnen die Engländer nicht mehr im Nacken saßen, nun doch von Bagdad aus dorthin einmarschierten. Dem Unternehmen war kein großer Erfolg beschieden; in Iran hatte niemand Lust, die etwas hochmütigen (und im übrigen sunnitischen) Türken auf den Hals zu bekommen. Die beiden Völker lebten seit 400 Jahren in einer Art Erbfeindschaft; diese rührte daher, daß die Safaviden zu Beginn des 16. Jahrhunderts

Persien flächendeckend schiitisch gemacht und sich bis nach Anatolien (wo sie eigentlich herkamen) auszudehnen versucht hatten.

Als die türkischen Hoffnungen auf diese Weise in Scherben fielen, zerbrach auch ein weiteres Gedankenspiel, das dem gleichen Ziel gedient und vor allem in Deutschland die Gemüter sehr erregt hatte. Am 12. November 1914 hatte der Sultan den Dschihad ausgerufen, um die Muslime in aller Welt an die Seite des Osmanenreiches zu ziehen; der Scheikh ul-Islam hatte zwei Tage später ein entsprechendes Fetwa nachgeliefert. Beide, der nominelle Herrscher ebenso wie der religiöse Würdenträger, waren allerdings nur Puppen in einem politischen Kalkül. Die Initiative war vom Kabinett ausgegangen, und die aufgeklärten jungen Militärs, die dort das Sagen hatten, waren damit wieder in die panislamistische Sprache Abdülhamīds zurückgefallen. Der Gedanke hatte im übrigen von Deutschland aus die höheren ideologischen Weihen erhalten. Max von Oppenheim, jener Diplomat und Ausgräber, dem im Pergamonmuseum vor kurzem eine Ausstellung gewidmet worden ist,<sup>47</sup> hatte Mitte Oktober 1914, also noch vor dem Kriegseintritt des Osmanenreiches, dem Berliner Auswärtigen Amt eine Denkschrift vorgelegt, in der er, seine jahrelange Orientfahrung ausmündernd, die Möglichkeit von muslimischen Volksaufständen auslotete. Wenige Jahre zuvor, als die Türken den Italienern wegen Tripolitanien den Dschihad erklärten, hatten deutsche Orientalisten über die mittelalterliche Vokabel noch die Nase gerümpft; aber jetzt liehen einige von ihnen (vor allem jüngere Kollegen, die noch keine feste Stelle hatten, daneben auch Vertreter der Medien) dem Propagandafeldzug ihre Stimme. In Berlin wurde eine »Nachrichtenstelle für den Orient« gegründet, die eine Zeitschrift mit dem Titel »El Dschihad« herausgab und im Orient ebenso wie in Kriegsgefangenenlagern Lesestuben einrichtete.<sup>48</sup>

Die Sache war deswegen nicht ganz ohne Sinn, weil – was man anfangs allerdings noch nicht wissen konnte – die Westmächte in der Tat Kolonialtruppen einsetzten, unter denen nicht wenige Muslime waren. Aber praktische Wirkung hat der Dschihadaufruf nie gezeigt.<sup>49</sup> Von der Goltz hat in einem Brief an Oppenheim, den er am ersten Weihnachtstag 1914 in Istanbul verfaßte, als er gerade in der

Türkei angekommen war, dessen Pläne gutgeheißen;<sup>50</sup> sie deckten sich ja mit dem, was er ein paar Jahre zuvor selber geschrieben hatte.<sup>51</sup> Aber in Kirmanschah hatte er wohl alle Illusionen verloren. Sein junger Dolmetscher jedenfalls hat in den Briefen, die er nach Hause schrieb, aus seiner Skepsis kein Hehl gemacht. Ritter hatte Respekt vor der Tapferkeit der türkischen Soldaten; aber er sah, daß sie nicht für den Islam kämpften, sondern für ihr Land. Die irakischen Araber dagegen oder die Perser hatten kaum Grund, sich auf einen von Istanbul dekretierten Dschihad einzulassen – und die arabischen Christen schon gar nicht. Für von der Goltz zählten ohnehin nur die regulären Truppen; Einzelkämpfer, wie sie dem Ideal des Dschihad eigentlich entsprachen, hatten in seinen Überlegungen keinen Platz.

### 3

Aber was ist denn überhaupt von ihm geblieben? Ein Grab im Orient – oder vielmehr deren zwei, eines im deutschen Friedhof von Bagdad und ein anderes am Bosphorus, außerhalb der Stadtgrenze von Istanbul, in Tarabya, dem alten Therapia auf halbem Wege zum Schwarzen Meer. Man hat von der Goltz nämlich – oder etwa nur den leeren Sarg? – aus der Hitze Bagdads den unendlich langen und mühseligen Weg zurück nach Konstantinopel transportiert, um ihn dort zwei Monate nach seinem Tode am Endbahnhof der Bagdadbahn in Haidarpascha noch einmal aufzubahren und dann auf dem Gelände des heutigen Sommersitzes der deutschen Botschaft beizusetzen. Dort gab es dann auch noch einmal eine Trauerfeier, die Enver Pascha angeordnet hatte. Die deutsche Regierung hielt sich zurück; weder der Generalstab noch das Auswärtige Amt traten besonders in Erscheinung.<sup>52</sup> Allerdings lud in Berlin gleichzeitig die Deutsch-Asiatische Gesellschaft zu einer Gedenkfeier im Reichstagsgebäude ein; von der Goltz war einige Jahre ihr Vorsitzender gewesen.<sup>53</sup> Bei dieser Gelegenheit ergriff auch der jüngere Moltke das Wort, der bis zum Scheitern der Marne-Offensive als Chef des Gene-

ralstabs fungiert hatte und dann durch Erich von Falkenhayn ersetzt worden war. Seine Ansprache war im Programm nicht angekündigt und sichtlich improvisiert. Moltke hatte wie von der Goltz mit einem Volkskrieg gerechnet, einem »langen mühevollen Ringen, ... bis die ganze Volkskraft gebrochen ist«, wie er sich einmal ausdrückte, und mittlerweile zeichnete sich ab, daß nach dem Scheitern des Schließensplans genau dies eintreten würde.<sup>54</sup> Die Feier fand dann ein abruptes und makabres Ende. Moltke brach seine Rede unvermittelt ab. Er hatte noch die Zeit, der Witwe zu kondolieren; dann erlag er einem Herzinfarkt.<sup>55</sup>

Mit seinem Wort ist von der Goltz noch in dem 1979 in die Wege geleiteten *Handbuch der deutschen Militärgeschichte* präsent, viel stärker etwa als Verdy du Vernois oder Hermann von Kuhl.<sup>56</sup> Was seinem Namen neuerdings Bestand verleiht, sind natürlich die Einträge in elektronischen Datenbanken, allen voran der deutschen Wikipedia. Das dort gebotene Material ist streckenweise nicht einmal schlecht, wenngleich etwas konventionell. Allerdings herrscht in der Wikipedia ein Gedränge wie in einem Telefonbuch, und wir werden uns auf die Dauer ja wohl alle in diesem bizarren virtuellen Walhall wiederfinden; von Nachruhm sollte man da eigentlich nicht reden. Von der Goltz hat viel geschrieben, u. a. eine *Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert*, die sich an ein breiteres Publikum wandte.<sup>57</sup> Aber seine Analysen vergangener Schlachten sind uns doch ferngerückt; sie gehorchten der heute nicht mehr ganz leicht unter die Leute zu bringenden Arbeitshypothese, daß Kriege sich mit Verstand führen lassen. Viel näher stehen uns von der Goltzens Reisebeschreibungen aus dem Orient oder dem Balkan; da merkt man, ähnlich wie bei dem alten Moltke, wie gebildet diese Militärs doch waren. Wenn sie die antiken Schlachtfelder besuchten, erschlossen sich ihnen die Quellen besser als manchem Historiker, der seinen Schreibtisch nie verließ.

Ganz anders wird man über Goltzens Nachwirken urteilen, wenn man auf die Türkei schaut. Dort ist er als Militärberater (oder genauer: »Inspecteur Général des Ecoles militaires«<sup>58</sup> und später, seit 1885, »Sous-chef de l'état major«<sup>59</sup>) in die Schulbücher eingegan-

gen, zumindest in diejenigen aus der Zeit Atatürks und Ismet İnönüs, also bis in die zweite Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Er hatte sich mit einem auf türkisch erschienenen Buch über »Kriegführung« vorgestellt.<sup>60</sup> Aber auch alles, was von seinen sonstigen kriegswissenschaftlichen Arbeiten den Orient betraf, wurde auf die Dauer ins Türkische übersetzt, wenngleich häufig nur in Exzerpten. Das »Volk in Waffen«, das, wie bereits gesagt, in jenem Teil der Welt, den man damals als »internationale Staatengemeinschaft« hätte bezeichnen können (Serbien, Bulgarien, England usw.), große Aufmerksamkeit gefunden hatte, wurde schon so früh ins Türkische übertragen, daß, als die Militärakademie 1970 den Text noch einmal herausbrachte, der altertümliche Tonfall den jungen Lesern schon beim Titel mundgerecht gemacht werden mußte (statt *Milleti müsellâha* jetzt *Silahlanmı̇ millet*); das Türkische war in der Zwischenzeit nämlich einer Sprach- und einer Schriftreform unterworfen worden. Von der Goltzens Adjutant aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, Pertev Bey, der sich später, als auf Atatürks Geheiß die Familiennamen eingeführt wurden, Demirhan nannte (übersetzt: der »Eisenfürst«), schrieb im Alter seine Memoiren und stellte darin seinen preußischen Mentor ganz in den Vordergrund. Dazu benutzte er auch die 1929 erschienenen »Denkwürdigkeiten«. Er hatte sie in der Türkei natürlich nicht zur Hand; aber der deutsche Militärattaché in Ankara<sup>61</sup> hatte ihm kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs Exzerpte daraus besorgt, die wiederum der Sohn Friedrich (Fritz) v. d. Goltz 1936 zur Verfügung gestellt hatte.

Nach Pertevs Urteil sprach von der Goltz ganz gut Türkisch. Aber er mußte vor der arabischen Schrift kapitulieren, in der das Osmanische damals noch wiedergegeben wurde; er konnte die Sprache also nicht lesen. Im schriftlichen Ausdruck neigte man in der Türkei damals wie heute zu einem etwas anstrengenden Satzbau; Pertev versuchte darum auch in der Unterhaltung mit seinem Herrn sich kurz zu fassen. Das ist ein Problem, auf das Militärberater – oder heute: Entwicklungshelfer – überall stoßen. Innerhalb des Offizierskorps behalf man sich mit Französisch, das den damaligen höheren Chargen vermutlich besser lag als unseren heutigen das von ihnen ver-

langte amerikanische Englisch.<sup>62</sup> Wesentlich war, daß von der Goltz sich große Mühe gab, der Denkweise seiner orientalischen Umgebung gerecht zu werden. Für seinen Kollegen Liman von Sanders waren die Türken nur »Levantiner«; von der Goltz dagegen behandelte sie mit Taktgefühl, als Partner, wie man heute sagen würde. Das hatte seine eigenen Vorzüge. Je besser man sich verstand, desto leichter war es, Waffengeschäfte zu vermitteln; von der Goltz verfügte dazu über einen von Deutschland bereitgestellten Etat.<sup>63</sup> Persönlich allerdings war er unbestechlich; er nahm keine »Trinkgelder«, wie er sich einmal ausdrückte. Nach Abschluß seiner Mission sorgte er dafür, daß seine ehemaligen Partner immer wieder einmal nach Deutschland eingeladen wurden, und tauschte sich in einem regen Briefwechsel mit ihnen aus. Pertev Bey hat diese Briefe 1953 in den Rahmen einer Biographie gestellt; das Buch ist 1960 sogar auf deutsch erschienen – mit einem Vorwort Franz von Papens, der ja während des Zweiten Weltkrieges deutscher Botschafter in Ankara war.<sup>64</sup>

#### 4

In Deutschland war die lange Abwesenheit nicht unbedingt seiner Karriere förderlich gewesen. Dem Kaiser kam er vermutlich nur bei Manövern zu Gesicht; aber da mußte man Wilhelm II., der gerne beim Planspiel selber eine Armee führte, immer gewinnen lassen.<sup>65</sup> Manchen Leuten, die in Berlin an den Schalthebeln saßen, galt von der Goltz als »vertürkt«. Dabei waren die Türken nicht unbedingt so phlegmatisch, wie man sich das in Deutschland vorstellte. Zwar hatte schon Mahmūd II., dem der ältere Moltke zur Hand gegangen war, gemeint, daß der Krieg Gottes Wille sei, dem sich nicht ausweichen lasse. Aber das hieß ja nur, daß man nicht in Präventivschlägen dachte. Auch von der Goltz sah in dem Krieg nichts anderes als ein »Menschenlos«; den ewigen Frieden hielt er für ein Phantom.<sup>66</sup> Zwar scheint er privat osmanischen Präventivkriegen auf dem Balkan oder gegen Rußland zeitweise das Wort geredet zu haben;<sup>67</sup> aber

ein offizieller Ratschlag wurde daraus nicht. Pazifisten waren in der Türkei ebensowenig zu finden wie in Preußen. Aber Militaristen waren die Osmanen vor der jungtürkischen Revolution auch nicht. Wenn es ernst wurde (wie etwa beim Krimkrieg), konnte es geschehen, daß ein General einen »heiligen Mann« (mit Peter Brown zu reden), einen Derwisch oder einen Scheich, aufsuchte, um dessen Meinung zu dem bevorstehenden Unternehmen einzuholen. Das war nichts anderes als ein Nachwirken der spätantiken astrologischen Tagewählerei (griech. *καταρχαί*, arab. *ikhhtiyārāt*), nur islamisch verkleidet. Wallenstein war ebenso verfahren; er hatte dafür seinen Seni gehabt.

Dem europäischen Nationalismus standen die Türken lange Zeit völlig verständnislos gegenüber; das war ihnen zu kleinräumig. Sie waren stolz darauf, den religiösen Minderheiten Schutz zu gewähren. Diese konnten sich unter ihrem religiösen Oberhaupt privatrechtlich selber verwalten; was wollten sie noch mehr? Nicht einmal Militärdienst wurde den »Schutzbefohlenen« abverlangt.<sup>68</sup> Als Griechenland und der Balkan Stück für Stück verloren gingen, ließ man es geschehen; nur wenn es zu Massakern an der türkischen Herrschaft kam, griff man ein, verbittert und mit gleicher Grausamkeit. Man dachte nicht in den Kategorien eines eindeutig umgrenzten Territoriums. Die Obrigkeit herrschte im Namen Gottes, und Gott hatte die Welt so geschaffen, wie sie sein sollte. Da brauchte nichts »entwickelt« zu werden; die Ordnung war vorgegeben, und Einzelheiten regelte das religiöse Gesetz. Die europäischen Mächte hatten versucht, den Schutz der Minderheiten an sich zu ziehen; man nannte das »Kapitulationen«. Das erregte Anstoß, und unter Muslimen fand man sich nie damit ab;<sup>69</sup> 1914, beim Eintritt in den Krieg, hob die Türkei die Kapitulationen sofort auf. Aber wenn irgendwo an der Peripherie eine Minderheit oder eine Region sich lossagen wollte, so war man verhältnismäßig schnell bereit, sie ziehen zu lassen. Natürlich hatte man ohnehin kaum noch die Kraft (und das Geld), Aufständische überall zu bekämpfen; aber als existenzbedrohend empfand man die Entwicklung eigentlich nur, wenn die Minderheit mitten im Zentrum saß oder sich einem Erbfeind verbunden

fühlte, wie dies bei den (orthodoxen) Armeniern der Fall war. Krieg mit den europäischen Großmächten erwartete man gar nicht – das Zarenreich ausgenommen, mit dem man eine lange gemeinsame Grenze teilte; der Kriegsminister sagte das noch 1891 ganz deutlich.<sup>70</sup> Die Sprengkraft des Nationalismus, vor allem in den neu entstandenen Balkanstaaten, unterschätzte man, weil man selber noch nicht in nationalistischen Kategorien dachte.

Als die Türken im November 1898 Kreta aufgaben, hielt auch von der Goltz den Verlust für verschmerzbar;<sup>71</sup> heute würde man von »Gesundschrupfen« reden. Als jedoch i. J. 1911 die Italiener sich Tripolitanien aneigneten, war er empört; hier befreite sich ja nicht etwa eine einheimische Bevölkerung, sondern es entstand eine neue Kolonialmacht.<sup>72</sup> England und Frankreich hatten schon Jahre zuvor, bei der Konferenz in Algeciras (1904), Italien Tripolis als Einflußsphäre zugeschoben. Von der Goltz nannte die Aktion einen »Raubzug«. Als er dies allerdings in einem Artikel für die »Neue Freie Presse« vom 29. Juni 1912 auch schrieb, zog er sich aus Berlin einen Rüffel zu. Man verbot ihm, sich weiter zu der Sache zu äußern; Italien war immerhin im Dreibund mit Deutschland und Österreich liiert.<sup>73</sup> Schon als Österreich 1908 Bosnien und Herzegowina annektierte, hatte er sich in einer ähnlichen Verlegenheit befunden.<sup>74</sup>

Daß die Europäer so ungehemmt über den Rest der Welt verfügten, paßte ihm nicht. Kurz vor seinem Tode schrieb er in ungewöhnlicher Voraussicht: »Die Signatur des 20. Jahrhunderts dürfte der Aufstand der farbigen Rassen gegen den Kolonialimperialismus der Europäer sein.«<sup>75</sup> Als Japan 1904 dem Zarenreich den Krieg erklärte, reagierte er mit Bewunderung; Asien war für ihn ein Kontinent, mit dem man rechnen mußte. Sein ehemaliger türkischer Adjutant war nun als osmanischer Militärbeobachter auf japanischer Seite bei den Kriegshandlungen dabei.<sup>76</sup> Auch China hielt er, schon wegen seiner Größe, für ein Land der Zukunft, und er wunderte sich, daß Holland in Indonesien so unbesorgt vor sich hin regiere.<sup>77</sup> Mit einem japanischen Gast aus angesehener Familie hatte er sich schon als junger Generalstabsoffizier über Religion und Sitten im fernen Osten ausgetauscht.<sup>78</sup> Das hatte man unter Kollegen nicht überall gern gesehen.

Es gab nämlich bei den Generalstäblern damals auch einen Bibelkreis, der von dem Divisionspfarrer gehalten wurde und in dem man sich an dem Hofprediger Stöcker orientierte; dort ließ von der Goltz sich nicht blicken. Dem Islam stand er später gleichfalls positiv gegenüber, schon um der Türken willen. In der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft warb er für das Zusammenleben der Religionen; die Toleranz des Moghulkaisers Akbar (der bekanntlich in Indien eine neue Gesamtreigion hatte gründen wollen) schien ihm nachahmenswerter als die Verbrennung des Jan Hus auf dem Konzil von Konstanz.<sup>79</sup> Was er nicht voraussah, war das Aufkommen des arabischen Nationalismus; dieses Phänomen hat in der Tat den Osmanen erst während des Weltkrieges zu schaffen gemacht. Er meinte, daß die Türkei, anstatt sich dauernd im Balkan zu verheddern, sich vom Irak aus weiter nach Arabien ausdehnen sollte; Damaskus sei zur Hauptstadt eher geeignet als Konstantinopel.<sup>80</sup>

Das waren zumeist Gedanken, die er nicht publizierte, sondern seiner privaten Korrespondenz anvertraute. Er war ein eifriger Briefschreiber, und der lang andauernde Friede gab ihm Muße dazu. Ein Freund aus den Tagen an der Kadettenschule in Culm, Bernhard von Schmiterlów, der es bis zum Oberstleutnant brachte und dem Generalfeldmarschall noch 1926 ein Erinnerungsbuch widmete, hat ausgiebig aus dem lebenslangen Briefwechsel zitiert. Dabei stellt sich heraus, daß der hohe Herr hier nur selten mit seinem eigenen Namen zeichnete, sondern sich als »Dein getreuer Krapülinski« verabschiedete (wobei er sich manchmal noch einen Dokortitel genehmigte<sup>81</sup>). Der Adressat dagegen wird angeredet mit »Mein teurer Waschlapski!«. Nicht jeder wird heutzutage die Anspielung sofort verstehen. Die beiden Freunde hatten offenbar schon in früher Jugend Heinrich Heine gelesen,<sup>82</sup> dessen Gedicht »Zwei Ritter« mit den Versen beginnt:

»Crapülinski und Waschlapski, / Polen aus der Polackei,  
fochten für die Freiheit, gegen / Moskowiter-Tyranei.  
Fochten tapfer und entkamen / endlich glücklich nach Paris –  
Leben bleiben, wie das Sterben / für das Vaterland ist süß.«

Man wagt das heute gar nicht mehr zu zitieren; die Wahl der Namen widerspricht allen Normen der *political correctness*.<sup>85</sup> Die beiden Ritter schliefen im übrigen, wie uns Heine versichert, »in demselben Bette,

eine Laus und eine Seele, / kratzten sie sich um die Wette.«

Ob die beiden jungen Freunde sich dabei an die spartanischen Verhältnisse in ihrer Kadettenschule erinnerten, entzieht sich unserer Kenntnis. Culm lag im Bezirk Bromberg, rechts der Weichsel, und hieß auch – und heute nur noch – Chełmno.<sup>84</sup> Dr. Krapülinski empfiehlt sich darum manchmal auch als »Dein treuer Mitpole«, und einmal bittet er sogar, der »edlen Waschlapska« Grüße auszurichten; wiederum erfahren wir nicht, ob dies bei der so Angeredeten auf ein geneigtes Ohr stieß. Weiterungen waren ohnehin nicht auszuschließen. Als die beiden Freunde im reifen Alter mitsamt ihren Gattinnen 1899 bei einer gemeinsamen Reise in die Schweiz von Luzern aus den Pilatus bestiegen, trugen sie sich im Gästebuch des Hotels als »Krapülinski und Waschlapski, zwei edle Polen aus der Polackei« ein. Sie erhielten dann auch die Rechnung unter diesem Namen; Heine war in der Schweiz wohl weniger bekannt. Dabei hatte er auch für diese Situation ein Rezept parat gehabt:

»Speisten in derselben Kneipe, / und da keiner wollte leiden,  
daß der andre für ihn zahle, / zahlte keiner von den beiden.«

Das allerdings wollten die beiden Preußen den Schweizern nun doch nicht antun.<sup>85</sup> Aber »Leben bleiben (wie das Sterben) für das Vaterland ist süß« ... Kann ein Generalfeldmarschall so etwas auch nur denken? Sollte von der Goltz in der Lage gewesen sein, zu sich selber Abstand zu halten? Das fällt bekanntlich den Generälen ebenso schwer wie den Professoren. Vielleicht ist es ein Grund mehr, sich gelegentlich an ihn zu erinnern.

## Anmerkungen

1 *Die Mitglieder des Ordens* I S. 332.

2 *Ib.* II S. 80.

3 Ich entnehme diese wie viele andere Einzelheiten den »Denkwürdigkeiten«, die der Sohn Friedrich Frhr. von der Goltz zusammen mit einem Mitarbeiter 1929 im Namen seines Vaters veröffentlichte (Berlin, E. S. Mittler und Sohn); vgl. dort S. 46. Der Vater hatte 1914 mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen begonnen, war aber noch nicht über seine Kindheit hinaus gekommen, als er mit Kriegsbeginn sich anderen Aufgaben widmen mußte. Das genannte Teilstück umfaßt in der Publikation von 1929 nur die ersten 28 Seiten; es war schon 1924 in Heft 3 und 4 des 39. Jahrgangs von Velhagen und Klasings *Monatsheften* erschienen. Der verbleibende Rest (das Buch hat insgesamt 465 Seiten) setzt sich im wesentlichen aus Exzerpten zusammen, in denen neben den kriegswissenschaftlichen Schriften vor allem das umfangreiche Briefcorpus zur Sprache kommt. Die Darstellung ist im übrigen unter dem Gesichtspunkt abgefaßt, den Vater in das rechte Licht zu rücken und seine strategischen Überlegungen vor dem Hintergrund des verlorenen Krieges zur Diskussion zu stellen. Das hat seine Berechtigung, mindert aber den Quellenwert des Buches. Man erfährt dort nicht, wer oder was ausgeblendet worden ist; es läßt sich also kaum entscheiden, ob (und wenn ja, wie) Colmar von der Goltz sich zu bestimmten Personen und Ereignissen geäußert hat. Die zeitgeschichtliche Forschung hat sich um dieses »philologische« Problem bisher wenig gekümmert. Auch Gerhard Ritter, der in *Staatskunst und Kriegshandwerk* (München <sup>2</sup>1959) Goltz mehrfach heranzieht, geht immer von dem oben genannten Text aus.

Zur schnellen Orientierung mag man auf die Monographie von Hermann Teske, *Colmar Freiherr von der Goltz. Ein Kämpfer für den militärischen Fortschritt* (Göttingen 1957) zurückgreifen; sie ist weitgehend aus den *Denkwürdigkeiten* zusammengeschrieben. Die jüngste Äußerung zum Thema ist der Aufsatz von Tilman Lüdke, *Colmar Freiherr von der Goltz. Eine dreiunddreißigjährige Liebesaffaire mit der Türkei*, in: Matthias von Kummer (Hg.), *Deutsche Präsenz am Bosphorus. 130 Jahre Kaiserliches Botschaftspalais – 120 Jahre historische Sommerresidenz des deutschen Botschafters in Tarabya* (Istanbul <sup>2</sup>2010), S. 155-169. Jedoch ist die Arbeit ähnlich wie die unsrige sehr ihrem Anlaß verpflichtet und bringt kaum etwas Neues.

Nicht mehr heranziehen konnte ich Carl Alexander Krethlow, *Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz Pascha. Eine Biographie* (Paderborn 2012; 749 S.). Mein Aufsatz ging 2012 in den Druck; der zugrunde liegende Vortrag wurde Ende September 2011 gehalten.

- 4 *Denkwürdigkeiten* S. 229 und S. 325; *Die Mitglieder des Ordens* II S. 234.
- 5 *Die Mitglieder* II S. 286.
- 6 Er hatte schon 1921 über den Marnefeldzug geschrieben und äußerte sich auch später mehrfach zur deutschen Strategie im Ersten Weltkrieg (*Die Mitglieder* II S. 320).
- 7 *Denkwürdigkeiten* S. 30.
- 8 Vgl. etwa ib. S. 284. Im gleichen Sinne auch »Friedensgeplärre« (u. Anm. 66). Bernhard Graf Bülow, der von 1900 bis 1909 Reichskanzler war, wird bei ihm als »Bernhard der Zuvorkommende« apostrophiert.
- 9 Das Unfehlbarkeitsdogma stieß unter kultivierten deutschen Protestanten nahezu einhellig auf Mißfallen; auch der jüngere Moltke äußerte sich dazu recht abfällig in einem Brief an seine Frau (die Rudolf Steiner und seiner Anthroposophie nahestand); vgl. Th. Meyer (Hg.), *Helmuth von Moltke 1848-1916. Dokumente zu seinem Leben und Wirken* (Basel 1993), I S. 227: Brief vom 4. August 1903. Man wird diese Äußerungen im Zusammenhang mit dem »Kulturkampf« sehen müssen.
- 10 Nur zu den Konzilsgeheimnissen hätte ein preußischer Graf schlecht gepaßt; dieser Roman erschien darum unter dem bürgerlichen italienischen Namen. Auch die Belagerungserfahrungen waren im übrigen gleich verarbeitet worden: *Die letzten Tage von Paris* (1871). Daraus wurde dann ein »Großer historischer Roman mit Illustrationen«, dessen Kapitel überschrieben waren mit »Die Mordnacht von Querétaro« (über den Tod Maximilians von Österreich) oder »Die Kinder des Père la Chaise«. Der Illustrator kam übrigens nicht nach; von der Goltz war damals 27 Jahre alt, und sein Pegasus war schneller.
- 11 May hat in seinem Roman *Der sterbende Kaiser*, Teil eines mehrbändigen Erzählwerkes aus Südamerika, ebenfalls den Tod Maximilians verarbeitet; eines der Kapitel heißt »Die Belagerung von Querétaro«. Die Erschießung des österreichischen Erzherzogs und Bruders von Kaiser Franz Joseph im Jahre 1867 und der Aufstieg des Benito Juárez hat damals die Europäer sehr beschäftigt; man vergleiche das bekannte, noch im Jahre 1867 entstandene Gemälde von Edouard Manet. May wie v. d. Goltz schufen veroperte Zeitgeschichte, so wie wir sie heute aus den Dokus des Fernsehens kennen.
- 12 *Denkwürdigkeiten* S. 75f. Die »Typen«, von denen er in dem Brief an seine Frau spricht, fand er in den Gründerjahren zuhauf. Er beobachtete die Glücksritter ebenso, wie er selber unter der Teuerung litt, und er schrieb über beides. In der Familie waren bald fünf Kinder zu versorgen (vgl. W. von Dünheim, *Wie ich Schriftsteller wurde und was ich dann schrieb*; Berlin 1898).
- 13 Bernhard von Schmiterlów, *Aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Frei-*

*herr von der Goltz-Pascha. Nach Briefen an seinen Freund* (Berlin / Leipzig 1926), S. 94.

- 14 Wilhelm II. mochte ihn nicht und ernannte statt dessen den jüngeren Moltke, der dem Kaiser lange Jahre als Flügeladjutant gedient hatte. Dieser erwähnt in seinem Bericht über das Gespräch, das er vor seiner Ernennung mit dem Kaiser führte, dessen Abneigung: »Nun ist mir noch der General v. der Goltz vorgeschlagen, den ich nicht will, und dann der General v. Beseler, den ich nicht kenne« (Meyer, *Helmuth von Moltke 1848-1916* [oben Anm. 9], S. 241).
- 15 Hindenburg und Ludendorff.
- 16 Goltz war seit 1902 für fünf Jahre Kommandierender General des 1. Armeekorps in Ostpreußen gewesen.
- 17 Schmiterlów S. 177.
- 18 Löwen wird in den Briefen an seinen Sohn, die in den *Denkwürdigkeiten* abgedruckt sind (S. 371 ff.), gelegentlich als strategischer Punkt erwähnt; die Stadt war Sitz des belgischen Oberkommandos. Die Kriegshandlungen waren damals noch im Gange; Antwerpen war noch nicht eingenommen. Aber von Zerstörungen berichtet von der Goltz vor allem mit Bezug auf Namur (S. 371; Brief vom 29. August 1914).
- 19 Belgien spielte nicht nur in den deutschen, sondern auch in den französischen strategischen Überlegungen eine Rolle; beide Kriegspartner sahen in dem Land ein Glacis für ihre Heere. Vgl. dazu Luc de Vos, *Belgien. Operationsplanungen und Taktik eines neutralen Landes*, in: H. Ehlert / M. Epkenhans / G.P. Groß, *Der Schlieffenplan. Analysen und Dokumente* (Paderborn 2006), S. 293 ff. In Deutschland hoffte der Kaiser auf schnelle Entscheidungsschlachten; von der Goltz dagegen war weniger optimistisch – wie im übrigen auch der jüngere Moltke (s. unten S. 9).
- 20 Vgl. dazu G. Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk* I 250 f. Pessimismus äußert sich auch in seiner längere Zeit vor dem Krieg ausgesprochenen Warnung, »allzuviel von der Humanisierung der Kriegführung durch die moderne Zivilisation zu erhoffen« (*Denkwürdigkeiten* S. 251).
- 21 *Léon Gambetta und seine Armeen.*
- 22 1877-78; vgl. *Denkwürdigkeiten* 86 ff., Teske S. 28 f. Allgemein auch Ritter, ib. II S. 86 ff. und S. 97 ff.
- 23 Von denen die letzte allerdings erst 1925 erschien, ähnlich wie die *Denkwürdigkeiten* durch von der Goltzens Sohn Friedrich redigiert und entsprechend den Erfahrungen des Weltkrieges aktualisiert. Diese Fassung wurde 1927 in Buenos Aires auch auf spanisch herausgebracht.
- 24 Der jüngere Moltke hat, als er 1905 zum Chef des Generalstabes ernannt wurde, in dem langen Gespräch, das er vorher mit dem Kaiser führte, das

- Schlagwort »Nation in Waffen« aufgegriffen und vor einem »Volkskrieg« gewarnt (Meyer, *Helmuth von Moltke, 1848-1916*, S. 242 f.).
- 25 *Denkwürdigkeiten* 335 ff.; dazu *Handbuch der deutschen Militärgeschichte* (s. unten S. 15), III S. 110. Der Bund zählte zur Zeit seiner ersten Tagung in Stuttgart (22. Mai 1914) nahezu 750 000 Mitglieder, zerfiel jedoch im Krieg. Auch vorher hatte es schon Widerstand gegeben, sowohl von linker als von rechter Seite (*Denkwürdigkeiten* S. 338 f.). Der »Wandervogel«, der sich besser hielt und erst 1933 unterging, wurde nicht integriert; er galt als zu aufmüpfig und chaotisch.
- 26 Zu dem »unerwarteten und nutzlosen, aber mit größter Erbitterung von beiden Seiten geführten Franktireurkrieg« vgl. *Denkwürdigkeiten* S. 349; in der Gegend von Gent waren »viele Leute ... erschossen worden, die mit der Waffe in der Hand, aber in Zivilkleidung, angetroffen wurden« (ib. S. 375; Brief vom 28. Oktober 1914). Ebenso wie heute mit Bezug auf »Terroristen« waren auch damals aus der Sicht der Militärs (und ebenso wohl der meisten Politiker) alle Mittel der Vernichtung erlaubt.
- 27 *Denkwürdigkeiten* S. 370.
- 28 Ib. S. 377 ff.
- 29 Zu den Differenzen mit Liman vgl. Lüdke (oben Anm. 3), S. 166.
- 30 Was sonst geredet worden ist, wissen wir natürlich nicht. Einiges erfahren wir aus den Briefen, die Goltz damals an seine Frau gerichtet hat (*Denkwürdigkeiten* S. 388 ff.). Er dachte offensiver als Liman von Sanders. Den Kriegseintritt der Türkei hatte er sich gewünscht; »die Gelegenheit (zur Rückeroberung verlorener Gebiete) kommt nicht wieder« (näher dazu Lüdke in: von Kummer, *Deutsche Präsenz am Bosphorus* [oben Anm. 3], S. 165 nach einem Brief an Pertev Pascha vom 17. 10. 1914).
- 31 Dieser war damals »kaum 34«; vgl. die Beurteilung in *Denkwürdigkeiten* S. 393.
- 32 Bei Ra's al-'Ain, auf halber Strecke; vgl. die Kartenskizze in *Denkwürdigkeiten* S. 437. Von dort aus hatte die Bahn an sich den kürzeren Weg suchen und bei Samarra auf den Tigris stoßen sollen. – Unter der Voraussetzung einer funktionierenden Bahnverbindung hatte von der Goltz schon seit langem Pläne entwickelt, denen zufolge das Osmanenreich mit einer »positiven« Politik in einem späteren Kriege sich wieder Ägypten sichern und über Persien nach Indien ausgreifen könne (vgl. den Brief vom 24. September 1899 in *Denkwürdigkeiten* S. 220 f. und die vertrauliche Denkschrift von 1910, ib. S. 318).
- 33 Von der Goltz berichtete seiner Frau von dieser Fahrt; er erinnerte sich, daß schon der alte Moltke in seinen *Briefen aus der Türkei* von dem ungewöhnlichen Verkehrsmittel erzählte (*Denkwürdigkeiten* S. 430). Von Samarra aus gab es dann bis Bagdad wieder eine Bahnverbindung.

- 34 Obgleich von der Goltz einen solchen Plan schon Jahre zuvor ventiliert hatte, war er doch jetzt von Anfang an skeptisch (*Denkwürdigkeiten* S. 407, Teske S. 83). Man versuchte dasselbe dann noch einmal, im Hochsommer 1916, mit ebenso negativem Ergebnis – und diesmal schon wegen der Ungunst der klimatischen Verhältnisse.
- 35 Sehr im Gegensatz zu Liman von Sanders, der durch sein schroffes und undiplomatisches Auftreten allen Leuten, vor allem auch den Türken, auf die Nerven ging (E. Demm, *Zwischen Kulturkonflikt und Akkulturation. Deutsche Offiziere in Istanbul*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 53(2005) S. 691-715; zusammengefaßt in: *Deutsche Präsenz am Bosphorus* [oben Anm. 3], S. 221 ff.).
- 36 Er brach am 29. Dezember 1915 auf und war am 8. Januar 1916 wieder zurück; *Denkwürdigkeiten* S. 435 f. Allgemein dazu Hans von Kießling, *Mit Feldmarschall v. d. Goltz in Mesopotamien und Persien* (Leipzig 1922).
- 37 Azerbaidtschan war schon 1905 nach der iranischen konstitutionellen Revolution von russischen Truppen nach Absprache mit den Briten besetzt worden. Gemeint ist dabei der türkischsprachige Teil Irans. Der heutige Staat Azerbaidtschan, also die ehemalige Sowjetrepublik dieses Namens, verdankt seine Existenz früheren kolonialen Erwerbungen des Zarenreiches, die schon 1828 von Persien vertraglich anerkannt worden waren.
- 38 Die Namen, die hier zu nennen wären, sind Oskar von Niedermayer und Werner-Otto von Hentig. Die beiden Protagonisten berichteten in den zwanziger Jahren in etwas reißerisch aufgemachten Büchern von ihren Unternehmen.
- 39 Die Mehrzahl der schwedischen Offiziere, unter deren Führung sie noch stand, ging zu den Deutschen über (*Denkwürdigkeiten* S. 418).
- 40 Vgl. den Text in *Denkwürdigkeiten* 440 ff.; er wurde am 16. Februar 1916 verfaßt und auch der türkischen Heeresleitung zugeleitet
- 41 In Ktesiphon hatten sie große Verluste gehabt – wobei der Ortsname natürlich ein Anachronismus ist; gemeint ist das heutige Dorf Salmān Pāk.
- 42 Die Türken verfügten weder über ausreichende Truppen noch über die nötige Artillerie, um Kūt al-'Amāra einzunehmen. Zum Verlauf der Ereignisse vgl. *Denkwürdigkeiten* S. 450 ff. (nach dem Tagebuch des Feldmarschalls).
- 43 *Denkwürdigkeiten* S. 145.
- 44 Ib. S. 146 f., Teske S. 45.
- 45 Vgl. E. Littmann in: *Oriens* 29-30 (1986) S. 47.
- 46 Auch Atatürk ist bekanntlich in Saloniki aufgewachsen. Er hatte sich den Jungtürken angeschlossen; nur war er damals noch etwas zu jung, um schon in deren Spitzengruppe vorzustoßen. Der von ihnen inszenierte Widerstand gegen den Sultan stand im übrigen trotz der katastrophalen Entwicklung,

die ihre Sache im Ersten Weltkrieg nahm, auch in unserer Zeit noch den Offizieren als Vorbild vor Augen, wenn sie gegen demokratisch gewählte Regierungen putschten.

- 47 Vgl. das sehr interessante Begleitbuch *Die geretteten Götter aus dem Palast vom Tell Halaf*, hg. von Nadja Cholidis und Lutz Martin; Berlin 2011.
- 48 Zur Chronologie und zum Wechselspiel der Interessen läßt sich jetzt die Dissertation des oben Anm. 3 bereits genannten Tilman Lüdke vergleichen: *Jihad made in Germany. Ottoman and German Propaganda and Intelligence Operations in the First World War* (Münster 2005), dort S. 115 ff. und S. 154 ff. Zur Ausrufung des Dschihad ib. 48 ff.; zu den divergierenden Interessen der Türken und der Deutschen S. 140 ff.
- 49 Lüdke S. 186 ff.
- 50 Zitiert bei Lüdke in: M. von Kummer, *Deutsche Präsenz am Bosporus* S. 166 f. (mit Anm. 24); der Brief ist im Militärarchiv Freiburg erhalten.
- 51 Siehe oben Anm. 34.
- 52 Die Überführung geschah auf Wunsch der Witwe. Über die Totenfeier in Bagdad hat Friedrich Sarre (gest. 1945), der Experte für islamische Kunst an den Berliner Museen, der damals das Bagdader Chiffrierbüro leitete, an seine Frau, die Tochter des Entdeckers von Pergamon Carl Humann, berichtet (*Denkwürdigkeiten* S. 449 und S. 458 f.). Das Grab befand sich damals auf einer Bastion der alten Stadtmauer am Ufer des Tigris und ist vermutlich erst von den Engländern in den protestantischen Friedhof verlegt worden (weil sie einer symbolischen Gedächtnisstätte keinen Raum gewähren wollten?).
- 53 Zu dieser Einrichtung, die aus wirtschaftlichen Interessen im Jahre 1900 gegründet worden war und vor allem China im Blick hatte, vgl. *Denkwürdigkeiten* S. 339 ff.; auch Schmitterlów (oben Anm. 13), S. 146 ff.
- 54 G. Ritter, *Der Schlieffenplan* S. 117.
- 55 Schmitterlów S. 217 und S. 224 ff. Der Text der Rede findet sich in: Th. Meyer (Hg.), *Helmuth von Moltke 1848-1916*, Bd. I S. 367 ff. Moltke hatte im übrigen nach seinem eigenen Scheitern auch Goltz im Irak den »ruhmlosen Untergang prophezeit« (*Denkwürdigkeiten* S. 426). – Der unerwartete Ablauf der Trauerfeier begegnet ein Jahrzehnt später als Schlußeffekt einer »dramatischen Handlung in fünf Akten«, die Albert Steffen, der Nachfolger Rudolf Steiners, unter dem Titel *Der Chef des Generalstabs 1927* in Dornach veröffentlichte. Dort ist das Geschehen weiter ins Gespenstische gehoben; sogar der Erzengel Michael tritt auf. Steffen stand unter dem Eindruck der *Erinnerungen, Briefe, Dokumente*, die Eliza von Moltke (zu ihr oben Anm. 9) 1922 in Stuttgart hatte erscheinen lassen; auch die Handlung der ersten vier Akte greift Gedanken und Interpretationen auf, die man heute in dem von Th. Meyer gesammelten Material nachlesen kann. Die *Denkwürdigkeiten*

lagen damals noch nicht vor. Von der Goltz wird nicht mit Namen genannt, erscheint aber als der »Freund«, der die Operationen gegen den Suezkanal in die Wege leitet (S. 98); er ist der »Feldmarschall des Orients«, der dort »im Krieg gefallen« ist (S. 121). Auch das Völkerrecht wird einmal erwähnt (S. 81). Eliza hat ihren Auftritt als »Gemahlin des Chefs« (S. 21 f.). Ich selber verdanke die Kenntnis dieses leicht überdrehten Erzeugnisses B. Radtke, Utrecht.

- 56 Zum »Volk in Waffen« ausführlich dort V S. 436 f.; vgl. auch V S. 425: von der Goltz habe früh die bevorstehende Entwicklung zum Vernichtungskrieg erkannt.
- 57 1-2, Berlin 1910-14.
- 58 *Denkwürdigkeiten* S. 115.
- 59 Ib. S. 138, Teske S. 43. Er blieb also dem türkischen Chef des Generalstabs untergeordnet.
- 60 Ein Handbuch der Truppenführung, das er 1895 nach seiner Rückkehr aus der Türkei auch auf deutsch herausbrachte. Es erlebte 1901 eine erweiterte Neuauflage (*Denkwürdigkeiten* S. 172).
- 61 Hans Rohde. Handschriftliche Erinnerungen von ihm werden im Militärarchiv Freiburg aufbewahrt.
- 62 Noch als nach 1933 die deutschen Emigranten auf Einladung Atatürks an die Universität Istanbul kamen, sprach man in den Fakultätssitzungen, wohl aus Rücksicht auf die Gäste, Französisch.
- 63 30.000 Mark im Jahr; vgl. Alan Palmer, *The Decline and Fall of the Ottoman Empire* (London 1992), S. 221 / dt. Übs. *Verfall und Untergang des Osmanischen Reiches* (München / Leipzig 1992), S. 319. Weiteres dazu ib. S. 170 / übs. S. 247 f.; deutsche Kanonen waren von besonderer Qualität.
- 64 Pertev Demirhan, *Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz. Das Lebensbild eines großen Soldaten. Aus meinen persönlichen Erinnerungen* (Göttingen 1960). Man erfährt darin auch, daß Pertev Bey 1911 in Berlin Goltzens 50-jähriges Dienstjubiläum miterlebte (S. 156).
- 65 Der jüngere Moltke machte seinem Ärger darüber Luft, als er zum Chef des Generalstabs ernannt werden sollte; der Kaiser behauptete, gar nicht gemerkt zu haben, welche Probleme er schuf (vgl. Meyer, op. cit. S. 243 ff., 250 f., 254, 266 f.; auch Steffen, *Der Chef des Generalstabs* 15). Von der Goltz kommt übrigens in den Briefen Moltkes, zumindest den veröffentlichten Bruchstücken, sozusagen nicht vor.
- 66 *Denkwürdigkeiten* S. 103, Siehe Teske S. 36. Natürlich sah er als Soldat in dem Wunsch nach Frieden auch ein Zeichen von Schwäche; er redete manchmal von »Friedensgeplärre« (z. B. *Denkwürdigkeiten* S. 277 und S. 412). Dazu oben S. 3.

- 67 Vgl. z.B. *Denkwürdigkeiten* 149f.; dazu G. Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk* (München <sup>2</sup>1959) II 140 f. mit Anm. 21 (S. 358).
- 68 So dürften muslimische Türken im späten 19. Jahrhundert sich die Sache wohl zurechtgelegt haben. Ursprünglich hatte man freilich anders gedacht; Militärdienst war eine Ehre, und man wollte keine unsicheren Kantonisten dabei haben. Erst als man nicht mehr von Sieg zu Sieg eilte, entdeckte man, daß das Kriegshandwerk auch seine Nachteile hatte. Während des Ersten Weltkrieges wurden dann nach dem Grundsatz »Gleiche Rechte, gleiche Pflichten« Angehörige anderer *millets* gleichfalls in das Heer aufgenommen. Aber man traute ihnen weiterhin nicht so recht – ebensowenig wie den Juden in der deutschen Armee.
- 69 Eigentlich hatten die »Kapitulationen« auf die juristische Freistellung europäischer Kaufleute abgehoben; sie waren eine Art Vorläufer unserer diplomatischen Immunität. Die Scharia kannte ähnliche Ausnahmeregelungen seit langem, für Gesandte oder Parlamentäre, auch für reisende Großkaufleute; aber wenn nun jegliches Vergehen eines Nichtmuslims nur noch in die Zuständigkeit des entsprechenden Konsuls fiel, wurde, so schien es, die Allgemeingültigkeit des islamischen Gesetzes unterlaufen.
- 70 C. von der Goltz, *Der Thessalische Krieg und die Türkische Armee* (Berlin 1898), S. 1.
- 71 Demirhan S. 45.
- 72 Näher dazu Demirhan S. 159 ff.
- 73 Ib. S. 159; auch Schmiterlów S. 156. Dazu *Denkwürdigkeiten* S. 319 f.
- 74 *Denkwürdigkeiten* S. 312 f.
- 75 Brief vom 6. Oktober 1915; gemeint ist der »Untergang der englischen Weltstellung« (*Denkwürdigkeiten* S. 421 f.).
- 76 Demirhan 70 ff.; vgl. die Briefe vom 4. Mai 1904 und 19. März 1905 in *Denkwürdigkeiten* S. 267 f. und S. 273 f. Den Russisch-Japanischen Krieg hat auch der jüngere Moltke, der um diese Zeit zum Chef des Generalstabes berufen wurde, mit Interesse verfolgt; aber er entsetzte sich eher über die lahme Strategie der Russen (vgl. Meyer, *Helmuth von Moltke* I S. 251 ff. und vorher).
- 77 Demirhan S. 84.
- 78 Es handelt sich um Katsura Tarō (1848-1913), der 1870-73 und noch einmal 1884 zur Ausbildung nach Deutschland entsandt wurde und zwischen Juni 1901 und Januar 1906, also auch während der Zeit des Russisch-Japanischen Krieges japanischer Premierminister war.
- 79 So der Schriftführer der Gesellschaft in seiner Ansprache bei der Totenfeier; vgl. Schmiterlów S. 219 f.
- 80 Demirhan S. 101 f. Damaskus wurde statt dessen 1918 die Hauptstadt der

Araber, solange diese noch den Unabhängigkeitsversprechen der Engländer glaubten. Faisal, der erste König, wurde von den Franzosen, denen im Vertrag von San Remo das Mandat zugesprochen worden war, 1920 vertrieben und von den Briten als Herrscher über den Irak eingesetzt. – Gefahr für die Osmanen sah von der Goltz nur in Südarabien (Demirhan S. 105); der Jemen wurde damals ebenso wie die heiligen Stätten im Hedschas von einem türkischen Statthalter regiert.

- 81 Von der Goltz hatte nämlich 1903 von der Universität Königsberg einen Ehrendoktor erhalten. Er kommentierte das Ereignis mit den Worten: »Die gelehrten Herren haben mal einen Analphabeten in ihrer Mitte haben wollen.«
- 82 Auch Sarre fiel auf, daß von der Goltz gerne Heine zitierte; er konnte ganze Gedichte auswendig (*Denkwürdigkeiten* 449; dazu Schmitterlów S. 14).
- 83 Heine hat übrigens, wie der kritische Apparat der Gesamtausgabe zeigt, zu diesen Namen einige Alternativen in Betracht gezogen, die auch nicht von größerem Zartgefühl zeugen. Abdülhamīd II. figuriert in der gleichen Korrespondenz als »Schelmufski« (Schmitterlów S. 153), wiederum eine Anspielung auf das genannte Gedicht.
- 84 Der Ort war eine ehemalige polnische Starostenresidenz (*Denkwürdigkeiten* S. 22).
- 85 Von der Goltz meinte dazu: »Wir werden uns noch in acht nehmen müssen; sonst werden wir als die beiden Polen europäische Berühmtheiten« (Schmitterlów S. 132).